

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 100 (1974)
Heft: 12

Artikel: Unterwegs zur Null
Autor: Scarpi, N.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512492>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

N.O. Scarpi

Unterwegs zur Null

Unlängst war ich in meiner Bank – das «meiner» ist eine Hochstapelei; was ich dort wollte, war nicht mein letztes Honorar – von welcher Zeitung sage ich nicht – in einen Barren Gold von zwölf-einhalb Kilo umzuwechseln, aber immerhin eine für meine Verhältnisse recht ansehnliche finanzielle Manipulation vorzunehmen; ich habe bare fünfhundert Franken eingelegt, denn schon nahen drohend die Steuern – die Wehrsteuer meldete sich heute – und sie sollen mich nicht ganz unvorbereitet finden. Und da erblickte ich in der Bank etwas ausserordentlich Seltenes. Der Kassier schüttete aus einem Umschlag einige funkelnde Geldstücke. Es waren neue Ein-rappenstücke, etwas grösser als Hemdknöpfe und wahrscheinlich spätestens übermorgen weniger wert. Denn die alten Ein- und Zweirappenstücke sind ausser Kurs, von klugen Sparern gesammelt; das Kupfer steigt im Wert, was man von den Rappen nicht sagen kann. Hat man uns nicht mit allerlei Drohungen die Silbermünzen aus den Taschen gelockt? Nur bis zu dem oder jenem Tage werden sie noch angenommen, hiess es. Und wer nicht gehorchte, dürfte hundert Prozent verdient haben, denn auch das Silber steigt, während der Franken fällt.

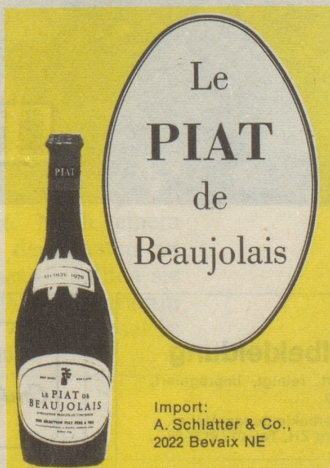
Wenige noch lebende Menschen dürfen sich rühmen – oder richtiger schämen – so viele Entwertungen miterlebt zu haben wie ich. Erfahrung ist, wie man sagt, die Summe der Dummheiten, die man gemacht hat. Immerhin addiert sich dazu auch die Summe der Dummheiten, die unsere Nebenmenschen gemacht haben, Gouverneure, Minister und dergleichen mehr, viel mehr. Im Ersten Weltkrieg hatte noch kein Mensch eine Ahnung, was Geldentwertung bedeutete. Es war mir von der zuständigen Behörde erlaubt worden, einen gar nicht unbeträchtlichen Betrag in österreichischer Kriegsanleihe in die Schweiz zu schicken. Der sehr kluge Zürcher Bankier sagte: «Verkaufen Sie das doch!» Vierzig Centimes wurde für die Krone gegeben. «Ich werde doch nicht sechzig Prozent verlieren!» erwiderte ich. Und so wartete ich, bis ich nach dem Krieg hundert Prozent verloren hatte. Der Direktor des Kurhauses in Davos öffnete einmal seine Kasse und zeigte mir Berge von Mark und Kronen. «Glauben Sie, dass das noch einmal etwas wert sein wird?» fragte er mich. Denn

von einigen Hoteliers wusste ich, dass sie alte Kunden durchfütterten. Aber eine Antwort konnte ich ihm nicht geben.

Dann war der Krieg zu Ende, und Krone und Mark begannen ihren Wettlauf nach unten. Die Krone sank auf ein Hundertstel, aber als ich damals nach Deutschland kam und einem Bekannten das gleiche Schicksal für die Mark voraussagte, lachte er mich aus. Nun, ich habe die Jahre der grössten Entwertung in Deutschland verlebt. Es gab blecherne Fünfzigpfennigstücke, und offiziell hiess es, man solle sie nicht behalten, da sie ja keinen Materialwert hätten. Ein oder zwei Jahre später dürfte so ein Blechstück hunderttausend Mark wert gewesen sein – wir sammelten sie, dem Rat zum Trotz, weil sie als Spielmarken sehr verwendbar waren. Aus den Hunderttausenden wurden Millionen, wurden Milliarden, und der Gouverneur der Nationalbank, ein Herr Havenstein hielt an dem Prinzip fest, Mark sei gleich Mark. Eines Abends kam ein alter Schiffskapitän zu mir – da es in Mecklenburg spielt, hiess er entweder Schröder oder Reuter. Er brachte mir seine ganzen Ersparnisse, dreissigtausend Mark, und fragte, was er damit machen solle. Sie waren keine Goldmark wert, und so meinte ich, er könne sie ebensogut behalten. Und das war kein schlechter Rat, denn als die Billion regierte und in dauerhafte Rentenmark verwandelt wurde, gab es, wenn ich mich recht erinnere, für ganz kleine Sparer ganz kleine Aufwertungen.

Dann kamen verhältnismässig ruhige Jahre, bis Mitte der Dreissiger Dollar und Franken radikal um dreissig Prozent abgewertet wurden. Mein Kapitälchen lag auf der Tessiner Kantonalbank. Im Geschäftsleben hat man für derartige Vorgänge ziemlich harte Namen. Und dennoch trat nachher wieder eine gewisse Ruhe ein, und im Jahre 1941 zahlte ich für ein schönes Zimmer in Zürich mit voller Pension sechs Franken fünfzig.

Immerhin traf die Entwertung nur dieses oder jenes Land. Erst



unserer Zeit ist das vollständige Chaos vorbehalten. Man hat den Computer erfunden, aber das Kopfrechnen verlernt. Teuerung ist ein beschönigendes Wort für Entwertung. Jedes Jahr nimmt der Wert der europäischen Währungen um acht bis zwölf Prozent ab, und kein Mensch, nicht einmal ein Futurologe, der auf hundert und tausend Jahre vorausdenkt, kann einem sagen, wie die Sache in acht oder zehn Jahren aussehen wird. In Frankreich ist es der nouveau franc, der fällt, und an den die Leute sich überhaupt nicht gewöhnt haben, denn man redet noch immer von Millionen, in Italien gibt es keine nuova lira, sondern die vorhandene wird eben in Milliarden gerechnet. Dem Schweizer Franken haftet noch immer der Geruch der Solidität an. Man legt Anleihen auf, die sich mit sechs oder hin und wieder auch mit sieben Prozent verzinsen. Aber es scheint, dass die Anleger mit der Zeit darauf kommen, wieviel Prozent sie auf diese Art im Jahr verlieren. Geht doch nur einmal in eine Bank und fragt, wie ihr euer Geld wertbeständig anlegen könnt; ich habe noch nie eine befriedigende Antwort erhalten. Wenn kein monetäres Wunder ge-

schieht, ist der Franken in zehn Jahren auf ein Zehntel seines heutigen Wertes gefallen, und die Tagliatelle in meinem Stammlokal, die in den letzten Tagen von acht auf neun fünfzig gestiegen sind, werden für meine Erben unerschwinglich sein. «Hehe, aber nicht für mich», wie Schlich bei Wilhelm Busch bemerkt. Und hinter diesen zehn Jahren hat die Erde noch dreissig Milliarden Jahre. Man hat Lust, kein Futurologe, sondern ein Je-m'en-futurologe zu werden.

Als ein Gelehrter in einem Vortrag von diesen dreissig Milliarden Jahren sprach, meldete sich eine erschrockene Stimme: «Wieviel?» Der Professor wiederholte: «Dreissig Milliarden Jahre!» Woraufhin die Stimme erleichtert seufzte: «Gott sei Dank! Ich hatte dreissig Millionen Jahre verstanden.»

